

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1917

Günther Backhaus [Mit Abb.]

Günther Backhaus

Leutnant, Sohn des Architekten Backhaus in Oldenburg, geboren am 23. August 1894, besuchte das Gymnasium bis Ostern 1914 und trat nach abgelegter Fähnrichsprüfung im Juni in das Infanterie-Regiment Nr. 167 in Cassel als Fahnenjunker ein. In den ersten Mobilmachungstagen zog er begeistert mit dem Regiment ins Feld, zuerst nach Belgien, wo es an der Erstürmung Namurs beteiligt war. Dann rückte er mit nach Ostpreußen, wo er an den Kämpfen zur Befreiung des Landes von den Russen teilnahm. Das Regiment durchquerte in außerordentlich mühseligen, entbehrungsreichen Märschen und heftigen Kämpfen Polen, Galizien und Wolhynien. Im Dezember 1914 erhielt er für einige wohlgelungene Patrouillen das Eiserne Kreuz II. Am 20. Juli 1915 bei Cholm durch Schädelstreifschuß verwundet, kam er zur Ausheilung nach Deutschland und wurde in demselben Monat Offizier. Anfang November kehrte er zu seinem Regiment zurück, das in den langen, schweren Kämpfen am Styr lag und dort noch Monate verblieb. Im Frühjahr 1916 kamen einige Wochen der Ruhe bei Mitau im schönen Kurland. Dann ging es wieder weit die Front herunter. Eingesezt zwischen Krewo und Smorgon, kam er zum dritten Male nach Galizien und fand am 30. Juni 1916 südwestlich Luzk in einem schweren Ansturm bei dem Dorfe Budki durch ein Infanteriegeschloß, das durch Oberarm und Brust ging, einen schnellen Heldentod. Nach Novo Siolki zurückgebracht, wurde er am nächsten Abend im dortigen Eichenwalde an der Seite seines gleichzeitig gefallenen Regimentskommandeurs mit allen Ehren bestattet. Neun Offiziere und einige 50 Mann fanden dort die letzte Ruhestätte. Sein Kompagnieführer schrieb an seinen Vater: „Ich vermissе in ihm nicht nur einen tapferen und umsichtigen Zugführer, sondern auch den guten Kameraden. Ich war, um das Quartier in Novo Siolki einzuteilen, die letzte Strecke des Weges nicht mit der Kompagnie geritten, sondern vorausgeeilt. Günther führte die Kompagnie nach. Gegen 12 Uhr nachts kam sie an, es war ein schwieriger Marsch gewesen; Hitze, dabei Schlamm, Durst machten den Marsch zu einer großen Strapaze. Meine erste Frage war: Haben wir Abbauer (Marschfranke) gehabt? Günther verneinte, er war mit einem Mannschaftstornister und einem Gewehr bepackt, das er einem Schlappmacher — wie oft — abgenommen hatte. Andere Kompagnien hatten 7 bis 10 Marschfranke, wir keine! Und so war es auf jedem Marsche! Ein glänzendes Resultat, das ich in erster Linie Günther verdankte. Die Art, in der er mit den Leuten verkehrte, die ihm alle herzlich zugetan waren, riß sie zu größeren Leistungen fort.“





×
× Günther Backhaus



Feldpostbriefe an die Eltern und Geschwister.

8 km vor Namur unter der Stellung der schweren österreichischen Artillerie, 24. August 1914.

Gestern morgen bekam ich den Befehl, mit 3 Leuten 6 Wagen und 22 Zugpferde mit Geschirr und allem zu holen. Ein hübscher Auftrag in einer Gegend, wo schon ein ganzes Armeekorps sich mit Gespannen versorgt hat. Mit viel Hängen und Würgen haben wir die Pferde zusammen bekommen, und der Tag verlief soweit ganz gut, bis wir abends um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr aus einem Dorfe plötzlich Feuer bekamen, worauf wir zur Erwiderung und besseren Beleuchtung das nächste Haus schleunigst in Brand steckten. Übrigens ist die Zivilbevölkerung hier grundverschieden geartet. Die einen sind von blindem Haß gegen uns erfüllt, andere kommen uns entgegen und helfen, wo sie können. Ein Bauer, dem ich das beste Pferd aus dem Stalle holte, lud uns 4 Mann noch zum Abendessen ein. Er setzte uns Brot, Kaffee und eine große Schüssel Apfelmus vor, einfach ideal! Wie ich ihn fragte, warum er das täte, sagte er: O monsieur, pour les soldats allemands je fais tout, mais pour les nôtres rien. Car les soldats allemands payent les vivres, mais les nôtres volent les vivres et l'argent. Bei Namur haben wir zum ersten Male in regelrechtem Artilleriefeuer gelegen. Wir lagen nachts, ohne es zu wissen, in Kompagniekolonnen dicht vor einem Fort. Alles schlief wohlgemut. Plötzlich sausten rechts und links und vor uns Granaten in den Boden. Die meisten schliefen ruhig weiter, und die aufwachten, meinten zuerst, es sei unsere eigene Artillerie. So haben wir eine ganze Zeit gelegen und am Morgen ohne einen Schuß das Fort gestürmt. Unsere und die österreichische schwere Artillerie hatten gut vorgebaut, es sah drinnen gräßlich aus. Was von Belgiern nicht tot war, riß mit Eilzugsgeschwindigkeit aus, als sie uns aus dem Walde anlaufen sahen.

Eydtkuhnen, 15. September 1914.

Wir haben jetzt drei Tage lang im Gefecht gelegen und die Russen furchtbar verhauen. Nach Ostpreußen wird wohl sobald keiner wieder kommen, wenn sie sich auch hier den Einwohnern gegenüber gerühmt haben, in 14 Tagen wollten sie in Berlin sein. Hinterher haben wir ihnen noch 300 Geschütze und etwa 100 000 Gefangene abgenommen, ein ganz nettes Sümchen. Unsere Kompagnie hat 4 Tote und 30 Verwundete. Die 5. Kompagnie hat mit großen Verlusten wieder gesammelt ohne einen einzigen Offizier, sie hoffen allerdings vielleicht alles in allem noch 120 zusammenzubekommen, die vom Regiment abgekommen sind. Den ganzen Tag vorher waren wir marschiert bis nachts um 1 Uhr, hatten Biwak bezogen und wurden aus den Zelten um 4 Uhr herausgeholt. Ohne Kaffee oder einen Bissen Brot ging es wieder los wie schon tags zuvor. Um 6 Uhr erhielt die Spitze Feuer, und gleich darauf plachten über uns die ersten Schrapnells: Ein Knall, ein weißes Wölkchen, und rings um uns prasselte die Erde in die Höhe. Sofort

wurde ausgeschwärmt. Aus einem Waldstück bekamen wir Infanteriefeuer, das aber sofort verstummte, als deutsche Granaten in der Nähe geplatzt waren. Eine halbe Stunde ging es nun wohl vorwärts durch Kartoffeln und Rüben. Dann brach es wie die Hölle über uns herein. Russische Artillerie, die gut versteckt aufgestellt war, überschüttete uns mit Schrapnells. Bumms lag alles auf dem Bauch, und der ganze Segen sauste über uns hinweg. Vor uns lag ein breites Stoppelfeld, dahinter eine Chaussee, dann bruchiges Wiesenland, dann Wald, ein schauderhaftes Gelände. Gruppenweise wurde vorgesprungen gegen die Chaussee, die anscheinend besetzt war. Fünfzig Meter weit kamen wir wohl so, dann ging es nicht weiter, da der Feind zu stark war. Ich lag ganz auf dem rechten Flügel des ersten Zuges, als plötzlich ein russisches Maschinengewehr auf 3—400 m sein Feuer auf uns abgab, und das Schlimmste war, daß wir es nicht finden konnten. Zu unserem Glück war aber die Geschossgarbe zu hoch gerichtet. So lagen wir wohl eine Viertelstunde im blödsinnigsten Feuer, ohne es erwidern zu können, da kein Mensch etwas vom Feinde wußte. Unser Leutnant rief also: „Alles hinlegen, schlafen!“ Und schon wurde ein heftiges Schnarchen auf der ganzen Linie gehört, da alles todmüde war. In den nächsten Tagen werden wir wahrscheinlich nach Schlesien verladen, da wir hier die Russen bei Angerburg, Gumbinnen und Stallupönen genügend verhauen haben.

Am Ufer der Weichsel östlich von Opatow, gegenüber Jozefow,
Sonntag, den 11. Oktober 1914.

Am vergangenen Sonntag war es glücklich soweit, daß wir die russische Stellung erreicht hatten. Und nun begann ein schwerer Tag, wie alle bisherigen Sonntage. Zwei volle Stunden haben wir im feindlichen Artillerie-, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer gelegen, ohne vorwärts zu können, da unsere Artillerie vollkommen fehlte. Es war ein verheerendes Feuer, das auf uns losgelassen wurde, und es ist wirklich kein Vergnügen, auf freiem Felde zu liegen, vor sich den verschanzten Feind, dem man eigentlich wehrlos preisgegeben ist, da unser Infanteriefeuer ihn in seinen Stellungen ja kaum belästigen kann. Ich habe an dem Tage einen wahnsinnigen Dusel gehabt: 5 cm von meinem Kopf schlug eine Kugel in die Erde, während bei derselben Salve mein rechter Nebenmann getötet und der linke schwer verwundet wurde. Mit Hilfe unserer Artillerie, die endlich ihr Ziel gefunden hatte, wurde dann die feindliche Stellung bald genommen und der Feind in wilder Flucht geworfen. Seit diesem Gefecht haben wir die Russen in Eilmärschen über die Weichsel geworfen und damit vorläufig unser Ziel erreicht. Jetzt liegen wir schon seit drei Tagen hier an der Weichsel auf Vorposten, und es ist verdammt anstrengend. Ich bin seit 4 Wochen nicht aus meinen Kleidern gekommen und habe mich seit 14 Tagen nicht mehr gewaschen. Brot habe ich heute glücklich, aber seit 3 Tagen keine Zigaretten und keinen Tabak, und das läßt



sich schwer ertragen. Denn solange man Tabak hat, kann man alles aushalten, aber wenn der auch noch fehlt, dann ist es vorbei.

Ort der Handlung nicht genau festzustellen, ein Städtchen zwischen Warschau, Zwangorod und Lodz, 25. Oktober 1914.

Heute haben wir einen tüchtigen Marsch von einigen 40 km gemacht. Was das heißt, könnt Ihr Euch gar nicht vorstellen, da Ihr diese großartigen Wegeverhältnisse hier in Russisch-Polen nicht aus eigener Anschauung kennt. Die reinste Friedrichstraße. Die Artillerie usw. wissen schon gar nicht mehr, woher sie Pferde beschaffen können, es ist direkt trostlos. Alle Augenblicke stößt man auf einen Pferdekadaver oder einen ausgespannten Gaul, der so müde ist, daß er nicht einmal fressen kann, und dabei heißt es für uns fortgesetzt Marsch 30—40 km; von dem tiefen Sand, der durch die geplasten Stiefelnähte dringt, total wundgescheuerte Füße. Aber das ist nun mal so und läßt sich nicht ändern. Ihr beklagt Euch in Euren Briefen, daß Ihr nichts von mir hört; aber es ist mir meistens abends unmöglich noch zu schreiben, da entweder kein Licht vorhanden ist, oder ich bin so müde, daß ich im Quartier umfalle und schlafe. Denn morgens um 5 geht es meistens schon los. Wir marschieren vorläufig nach Lodz; und was später aus uns wird, weiß noch kein Mensch. Jetzt werde ich noch etwas Apfelmus, das inzwischen gar geworden ist, schlemmen, damit man doch wenigstens an etwas merkt, daß Sonntag ist. Und dann werde ich schlafen.

30. Oktober 1914. Seit 5 Tagen liegen wir in und um Lodz in ständiger Alarmbereitschaft und dürfen unser Quartier nicht verlassen. Augenblicklich liege ich in einer Stellmacherwerkstatt, durch die an allen Ecken und Enden der Wind pfeift. Wir haben ein paar schwere Tage hinter uns. Drei Tage hintereinander 40—45 km marschiert, am 3. Tage um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr ins Quartier, um 3 Uhr nachts alarmiert, dann marschiert bis nachmittags 4 Uhr, mit 1 Stunde Rast zwischendurch. Darauf haben wir bei leisem Regen bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr nachts auf freiem Felde gelegen, da vor uns die 38. Division im Gefecht lag und wir in Reserve waren. Um $\frac{1}{2}$ 12 hieß es abmarschieren, und um $\frac{3}{4}$ 3 waren wir auf dem Schlachthof in Lodz, wo wir in Schweineställen einquartiert wurden, und trotzdem kam uns das Quartier nach den 24 Stunden Marsch wie ein Palasthotel vor. Am nächsten Morgen kamen wir dann in Bürgerquartiere, mußten aber ständig marschfertig sein.

3. November 1914. Von Lodz sind wir nun in der Richtung auf Kalisch zurückgegangen und haben eine befestigte Vorpostenstellung an der Warthe bezogen. Es ist faumäßig kalt und ungemütlich. Zu rauchen gibt es nichts, nur Tee, Schokolade ist keine vorhanden. Schickt bitte möglichst viel Zigaretten und Schokolade, das ist nämlich das einzige, was einen noch zusammenhält. Um Zigarren ist es viel zu schade; denn kaum hat man sich eine angesteckt, so heißt es antreten, und man kann die Zigarre fortwerfen oder einem herumstehenden Polacken schenken.

Was mit uns augenblicklich los ist, daß wir in solchen Eilmärschen von der Weichsel bis in die Gegend der deutschen Grenze zurückgezogen sind, weiß ich nicht.

7. November. Unser Korps ist augenblicklich wieder in Deutschland. Was nun aus uns werden wird, weiß kein Mensch.

Kurtschin, Kreis Pleschen, 10. November 1914.

Wir liegen wieder den ganzen Tag in Alarmbereitschaft — weswegen, weiß natürlich kein Mensch. Eben kommt der Befehl zum Einrücken in die Gefechtslinie.

Sgierz, 23. November 1914.

Heute ist der 10. Kampftag in dem großen Ringen um Lodz. Unsere Kompagnie hat keinen Offizier mehr und das ganze Bataillon noch 2 oder 3. Es sieht böß aus bei uns, und kein Mensch weiß, wie es werden wird, da uns die Russen in ungeheurer Übermacht entgegenstehen und mit dem Mut der Verzweiflung kämpfen. Bisher bin ich noch wohl auf, aber wahnsinnig erkältet. Die schöne Fellweste hat mir leider nichts genutzt, da mir ein Schrapnell in den Tornister geschlagen ist und alles zerstört hat. Die Kälte betrug hier in den letzten Tagen 10—15° und dabei immer stillliegen im Schützengraben. Na, es muß eben gehen.

6. Dezember 1914. Ich liege mit dem Rest meiner Kompagnie, 69 Mann, und dem Rest der 10. Kompagnie, 45 Mann, in der Gegend von Rogow in einer befestigten Stellung, um eine russische Armee aufzuhalten, die unseren Truppen vor Lodz in den Rücken fallen will. Hier scheint es noch lange nicht nach Frieden auszusehen; denn die Russen stellen eine Armee nach der anderen auf.

25. Dezember 1914. Gestern zum Heiligen Abend wurde mir eine besondere Freude; denn zur Belohnung für einige Patrouillen wurde mir das Eiserne Kreuz verliehen. Unser Bataillon hat Glück gehabt; denn wir sind für die Weihnachtstage aus dem Schützengraben abgelöst und haben infolgedessen gestern den Heiligen Abend sehr vergnügt verlebt. Zuerst große Kompagniefest mit einem ganz hübschen Weihnachtsbaum, der mit Watte, etwas Silberpapier und 7 Eisernen Kreuzen sehr nett zurecht gemacht war. Später gab es Grog, und als wir so recht im Feiern waren, wurde plötzlich alarmiert, da die Russen mit einem Angriff drohten.

Rawa, 2. Januar 1915.

Ich sitze hier immer noch in Rawa und habe nichts zu tun, eine wahre Erholungszeit nach all den Anstrengungen der letzten 5 Monate.

Gut Stolniki, 3. April 1915.

Es geht mir ausgezeichnet, und der Krieg ist wunderbar schön und friedlich. Unser Regiment liegt seit Anfang März nicht mehr in Rawa, sondern zwischen Rawa und der Piliza bei Grabice, Stolniki, Stratki und Rutki. Unsere Stellung liegt mitten in einem Kiefernwalde, 80—100 m von den Russen, unseren lieben



Freunden, entfernt. Es ist jetzt, da die Sonne schon ganz hübsch wärmt, wunderbar schön bei uns, das reine Walderholungsheim. Geschossen wird bei uns nur selten, da wir uns mit dem größten Teil der uns gegenüberliegenden Russen sehr gut vertragen und manchmal freundschaftlich besuchen. Vorgestern erschienen vor meinem Horchposten 2 Kaukasier mit einer weißen Fahne. Ein Einjähriger, der russisch kann, spielte den Dolmetscher. Sie erzählten, daß sie keine Lust mehr hätten am Krieg, und kamen auf meine Aufforderung ganz ruhig zu mir in den Graben. Als dies die anderen sahen, kamen noch 16 nach, worauf ich sie schleunigst abführen ließ. Nachher kamen noch mehr, die sich aber nicht ergeben, sondern uns nur mal besichtigen wollten. Schließlich bin ich schön auch aus dem Graben herausgetrabbelt und habe mir mit dem Einjährigen die russische Stellung angesehen. Alle sprachen etwas deutsch, und sonst mußte der Dolmetscher aushelfen. Wir haben uns wohl eine halbe Stunde lang sehr nett, 10 Schritt vor der russischen Stellung, unterhalten. Krieg und Friedensaussichten waren das Hauptthema. Die Russen behaupteten, in Przemyśl 127 000 Gefangene gemacht zu haben, und wußten von der Winterschlacht in Masuren noch nichts.

Im Walde von Stolniki, 24/25. April 1915.

Soeben komme ich von einem Rundgang durch meinen Stützabschnitt zurück und weiß nicht, was ich machen soll; denn es ist erst 11 $\frac{1}{2}$ Uhr und das Wetter zum Schlafen viel zu schön. Am klaren blauen Himmel stehen die Sterne und der halbe Mond und übergießen die ganze Landschaft mit ihrem magischen Licht. Durch das Fenster meines Unterstandes sehe ich die hellbeschienene weiße Sandfläche der Rückseite meines Grabens, unterbrochen von dem dunkeln Schatten der Kiefern, die leider mit jedem Tage lichter werden, da die Russen alle Zweige langsam abschießen, um etwaige Beobachtungsposten zu vertreiben. Im allgemeinen herrscht um mich Stille. Nur ab und zu ein Schuß oder der Anruf des Postens, in weiter Ferne das fortwährende dumpfe Summen der schweren Artillerie, die in der Richtung nach Nowo Miasto tüchtig funkt. Ob deutsche oder russische, ist bei der weiten Entfernung nicht zu erkennen.

Galizien, 14. Juni 1915.

Wir sind seit 2 Tagen in heftige Gefechte verwickelt, aber mir geht es bisher immer noch tadellos. Wir haben den San- und Lubaczowkaübergang erzwungen, Höhe 197 und 198 und Sieniawa gestürmt. Jetzt sind wir mit gegen Lemberg angelegt.

18. Juni. Nach 5 Gefechtstagen sitze ich immer noch wohl und munter, augenblicklich am Rande eines Kornfeldes und verzehre mein Essen.

19. Juni. Wir liegen in Galizien, östlich des San, etwa 3 km von der russischen Grenze. Am 12. morgens haben wir den Übergang über den San und die Lubaczowka erzwungen, uns dann nördlich auf Sieniawa gewandt, die Stadt und



die umliegenden Höhen gestürmt, wobei ich mit meinem Zuge allein 300 Gefangene gemacht habe. Von Sieniawa sind wir dann in nördlicher Richtung an der Grenze entlang, fortwährend im Gefecht bis hierher gekommen. Es waren harte Tage, aber es war auch wieder schön, wie man endlich nach dem langen Stillliegen im Stellungskrieg doch darauf gehen konnte und sah, wie die Russen ausriffen. Die Hitze ist hier sicher genau so stark wie bei Euch, und wir sehen alle aus wie Mulatten, schlimmer als nach einem Aufenthalt in Wangerooog.

Ruda, 22. Juni 1915.

Endlich mal ein Augenblick Ruhe; denn oben kommt zu uns die Nachricht, daß Lemberg wieder in unserer Hand ist. Unsere Mannschaften sind so lustig wie schon lange nicht und singen daher das Lied vom verschwundenen Liebchen in einem kühlen Grunde. Denn wenn unsere Leute lustig sind, zeigen sie sich als gute Deutsche und singen die traurigsten Lieder.

Monastyrsk, 15. Juli 1915.

Wir gehören noch immer zur Armee Mackensen und liegen augenblicklich zwischen Zamosz und Krasnostaw östlich der großen Straße, die beide verbindet. Fast alle Tage liegen wir wo anders; denn als alleinstehende Division schmeißen sie uns überallhin, wo sie uns nötig haben. Das ist ganz interessant, denn man bekommt viel zu sehen. Zu Anfang des Monats gehörten wir zum 10. Korps, dann zum 6. österreichischen, d. h. ungarischen, dann zum Beskidenkorps, gestern sind wir zur Garde gekommen. Und das Ganze heute 15 km nach links und morgen diese 15 km zurück und 15 dazu machen, also die reine Wanderschaft. Die Russen bekommen schon langsam einen elenden Respekt vor unserer Division, die überall zu sein scheint.

Monastyrsk, 16. Juli 1915.

Da es für Euch Interesse hat, will ich mal mit dem 12. Juni anfangen und von da aus etwas ausführlicher erzählen. Also am 12. Juni morgens um 4 Uhr wurden wir in Gorzyce auf dem westlichen Sanufer der Lubaczowkamündung gegenüber alarmiert, rückten etwas nach Süden, überschritten südlich der Lubaczowka den San, dann Front nach Norden die Lubaczowka. Jetzt ging der Tanz ja erst los. Auf dem westlichen Sanufer war Geschütz neben Geschütz aufgefahren, und wir hatten infolgedessen beim Überschreiten der Flüsse kaum Feuer bekommen. Aber kaum erschienen wir über der Uferböschung, da prasselte es auf uns los, als wenn die Hölle losgelassen wäre. Mein Zug marschierte an der Spitze des Bataillons und mußte infolge dessen zuerst heraus. Anfangs machte sich die Sache ja ganz nett, ich konnte den Zug in Deckung entwickeln, aber dann hieß es für mich mit meinen beiden Entfernungsschätzern zuerst aus der Deckung heraus meinem Zug voran! Der linke Flügel meines Zuges mußte am San bleiben, für den rechten hatte der Major Höhe 197 als Marschrichtung angegeben. Sprung! Auf! Marsch,

Marsch! Raus aus der Deckung und rin ins Feuer! Dreißig Schritt weit ging es, dann mußten wir uns hinlegen, der Atem ging uns aus, und die Russen hatten sich auf uns 65 Mann eingeschossen. 80 m vor uns lag auf dem Höhenrand die russische Stellung und war gut besetzt. Da kam es plötzlich vom jenseitigen San- ufer her wie Schwanengesang, 2 deutsche 15 cm Batterien und 4 österreichische 18 cm setzten ihre Schrapnells mit Aufschlag und Granaten von der Flanke in den russischen Graben, 8 schneeweiße und 16 weiße mit rotem Kern über dem Graben nebeneinander. Die Sprengpunkte hatten gefessen. Raum waren die Dinger krepirt, als die nächste Lage heranbrauste. Das Feuer der Russen ließ nach. Jetzt war unser Zeitpunkt gekommen. Ich schoß eine Leuchtkugel zum Zeichen für die Artillerie ab, und dann ging es mit Hurra drauf. Die Stellung war leer bis auf Tote und Verwundete, der Rest war geflohen. Sie verschwanden gerade hinter der nächsten Erdwelle. Hinterher, was die Lungen hergaben, denn festsetzen durften sie sich nicht wieder. Auf der Höhe piffen einige schlecht gezielte Schüsse über uns weg, die Schützen waren schon wieder im Ausreißen. Hinter der Höhe ein Dorf, das mußten wir haben, denn dort gab es Wasser, und die Sonne brannte elend. Um 11 Uhr waren wir eingesezt, und jetzt war es fast 1 Uhr. Im Dorf kam ein Panje auf uns zu und jammerte. Mein Bursche, ein Thüringer, setzte ihm das Seitengewehr auf die Brust und fauchte ihn an: Trinkwasser! Nun war er froh, daß wir nichts anderes von ihm wollten. Er brachte einen ganzen Eimer klares Wasser, und der war von uns zweien bald leer. Inzwischen war mein Zug zusammen, trank sich auch satt, und dann hieß es: Schwärmen! Denn von der Chaussee, die sich parallel zu dem Dorfe zog, begrüßte uns das bekannte Sst. Ohne Schuß ging es drauf, und schon erschienen im Graben 2, 4, 6 und immer mehr Hände. 400 Gefangene von meinem Zug, 1 Unteroffizier und 8 Mann dabei zurückgelassen und dann weiter; denn 5 km entfernt winkten die Türme von Sieniawa. Auch die Stadt wurde glücklich erreicht, und durch ging es im Marsch, Marsch bis an den jenseitigen Rand. Nebenher 180 Gefangene gemacht, die übrigen ließen wir den anderen Zügen, die hinter uns kamen. Jetzt hieß es plötzlich: das Regiment 167 schwenkt nach rechts und nimmt die Höhe 187 nordöstlich Sieniawa. Der erste Zug machte die Sache zusammen mit den anderen Kompagnien, und ich rückte geschlossen hinter die Höhe. Ausgeschwärmt hinter den anderen her, ein paar Lagen Schrapnells zwischen uns, aber das hielt nicht auf, sondern beschleunigte nur das Tempo, bis wir in dem vor uns liegenden Dorf die Kompagnie wieder erreichten. Jetzt war es dunkel geworden; und da wir uns in der Stellung nicht hätten halten können, wurden wir bis an die Straße von Sieniawa nach Rudka zurückgenommen. Hier lagen wir nun am Straßengraben und warteten auf den Morgen. Links von uns lag das 2. Bataillon und Österreicher in Sieniawa. Morgens um 2, als es anfang hell zu werden, brachen die Russen bei den Österreichern durch und kamen so in den Rücken des 2. Bataillons, das somit nach zwei Fronten zu kämpfen

hatte. Gleichzeitig hatten wir einen russischen Angriff auszuhalten. Da wir vom Graben aus kein Schussfeld hatten, mußten wir freihändig vom Grabenrand aus schießen. Das ließ die Russen stutzen; denn sie hatten anscheinend Österreicher vor sich geglaubt und stießen nun auf „Bruderrherz Prus“. Außerst peinlich! Wie wir merkten, daß sie stuzten, haben wir noch schnell eine Salve dazwischen gejagt, und dann ging es ohne Tritt mit dem Bajonett an die Russen. Leider gelang es uns nur 2 Züge von unserer Kompagnie mitzubekommen, da die anderen Kompagnieführer nicht ohne Befehl vorgehen wollten. Wir hatten zusammen 120 Mann plötzlich ein russisches Bataillon uns gegenüber, da half es eben nichts, drauf mit Hurra, die Linie durchrannt und die Trümmer durch das vor uns liegende Dorf über die dahinter liegende Höhe gejagt, daß nur alles so krachte. Auf dem Höhenrand befand sich eine sehr starke, alte österreichische Stellung, die die Russen zu einer kleinen Festung mit Front nach Norden und Süden ausgebaut hatten. Die Stellung wurde von uns einfach überrannt, und runter gings den jenseitigen Rand der Höhe. Links von uns waren Österreicher vorgegangen, aber rechts war jede Verbindung abgerissen. Aus dem vor uns liegenden Walde bekamen wir heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer; es half nichts, wir mußten die Stellung auf der Höhe wieder zu erreichen suchen. Da fuhr auch noch etwa 2000 m von uns entfernt eine russische Batterie auf, und nun wurde die Hölle auf uns losgelassen. Eine Gruppe nach der anderen setzte die 15 cm Schrapnells zwischen uns. 600 m mußten wir auf Händen und Füßen den Hang hinaufkriechen, da wir uns wegen der Infanterie nicht sehen lassen durften. Ich kroch als letzter und hätte nicht geglaubt, daß ich die Stellung erreichen würde. Das Gewehr hatte ich umgehängt, Kolben nach vorn vor dem Gesicht, Mündung nach hinten. Gruppe auf Gruppe plaste um uns, und hinter uns das fortgesetzte Katatatak der Maschinengewehre. Da wieder eine Gruppe direkt über mir. Sofft kam der Zünder angeschnurrt, flog gegen den Kolbenhals meines Gewehrs und zerschmetterte den Schaft. Schwein gehabt, hätte gerade so gut meinen Schädel treffen können. 300 m hatte ich noch bis zur Stellung. Wenn jetzt die Russen kamen, hatte ich weiter nichts als meinen Revolver mit 9 Patronen und mein kurzes Seitengewehr, das ich statt des Degens trage, der doch nur behindert. Na, die Russen kamen nicht, und ich erreichte glücklich den Wassergraben; ein Satz, und ich stand bis über die Kniee im Wasser, vor mir das Geflecht eines verstärkten Drahtverhaues, dahinter 10 m freie Fläche und dahinter der ersehnte Stellungsgraben. Wie ich durch den Drahtverhau durch und in den Graben gekommen bin, ist mir schleierhaft. Im Graben angekommen, bin ich gleich umgekippt und habe $\frac{1}{2}$ Stunde vor Erschöpfung mich kaum zu rühren vermocht. Die Stellung haben wir dann 2 Tage gehalten, dann ging es nach Nordosten weiter nach Dobza zu. Bei Dobza haben wir die feindliche Stellung gestürmt und die südlich gelegenen Höhen besetzt. Am nächsten Tag weiter bei Cerokow die russische Stellung durchbrochen, und so fort, Rosaken-

abteilungen vertrieben, dann Marsch nach Ruda-Baznia Dolna nordöstlich Lubaczow. Eingefest nördlich Ruda bei Brušno Nowe. Dort haben wir den 23., 24., 25. Juni in Stellung gelegen. Dann bauten die Russen infolge eines Angriffs des 10. Korps, zu dem wir damals auch gehörten, vor uns ab, und von nun an gab es für sie kein Halten mehr. Außer Nachhuten stellte sich uns nichts mehr. Wir verfolgten sie über die russische Grenze in der Richtung auf Tomaczow zu, bogen dann in nordwestlicher Richtung ab, jetzt ging es in der Richtung Lublin vor. Dann wurden wir Armeereserve, verließen das 10. Korps und marschierten nach Zamosz. 25 km östlich davon wurden wir wieder zur Unterstützung der Österreicher eingefest; dann von dort zurückgezogen, liegen wir jetzt zwischen Zamocz und Krasnošaw. So, dies wird wohl der längste Brief sein, den ich in meinem Leben geschrieben habe; und da außerdem mein Schreibpapier alle ist, muß ich wohl oder übel Schluß machen. Nun möchte ich noch um Films, Lederhandschuhe und Zigaretten bitten. Viele Grüße. Günther.

Chodomitsche, 13. Dezember 1915.

Hoffentlich erreicht Euch dieser Brief noch zum Weihnachtsfest. Ich habe ein sehr hübsches Quartier. Verpflegung ist auch recht gut, so daß wir es hier bis Weihnachten sehr gut aushalten würden. Ich hatte schon so fest gerechnet, Weihnachten noch in Deutschland zu sein, und sitze nun in den Styr Sümpfen Wolhyniens. Meine unfreiwilligen Quartierwirte, die aber nicht anwesend sind, scheinen bessere Leute zu sein; denn ich fand hier den ersten Band von Freytags Ahnen und eine Reineke Fuchs-Ausgabe in deutscher Sprache. Für Bildung ist also gesorgt. Ich wünsche Euch allen ein frohes Weihnachtsfest.

Gut Ballod bei Mitau, 8. April 1916.

Heute befinde ich mich beinahe am nördlichsten Punkt unserer Ostfront. Ihr werdet Euch sehr gewundert haben, warum ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Aber es ging eben nicht anders, da wegen der großen Verschiebungen in Wolhynien und dann wegen unserer Reise zu Hindenburg die Postverbindungen gesperrt waren. Gestern wurde unsere Kompagnie durch General v. Hülsen im Gefechtsdienst beauftragt, und dabei habe ich noch ein ganz besonderes Lob von unserem Oberstleutnant und vom General bekommen, wie überhaupt die Kompagnie nur gelobt und von v. Hülsen die beste in der Division genannt wurde. Das ist doch nett und macht viel Freude.

Im Felde, 12. Juni 1916.

Hier vor unserer Front sieht es derartig windig aus, daß es jeden Augenblick was geben kann. In den nächsten Tagen lösen wir hier ein Kavalleriekorps ab, das südlich Krewo irgendwo liegen muß; wo, wissen wir selbst noch nicht; und dann wird es wohl losgehen.



Montangischki, 18. Juni 1916.

Wir warten hier vorläufig noch immer auf eine russische Offensive. Vorläufig möchte ich noch nicht auf Urlaub fahren. Denn ich bin doch schließlich, wenn auch ohne mein Verschulden, schon zweimal zu Hause gewesen, während es doch viele gibt, die dies noch nicht haben machen können. Außerdem möchte ich doch nicht gerade in dem Augenblick weg sein, wenn hier was los ist. Und daß wir hier an einer brenzligen Ecke liegen, werdet Ihr doch wohl auch schon aus den Zeitungen ersehen haben. Denn Kiewo und Smorgon spielen in der letzten Zeit doch häufiger in den Generalstabsberichten eine Rolle.

Viele Grüße. Günther.





Heinrich Bolte